

SCHÄFERGESCHICHTE(N) an der Thülsfelder Talsperre

Von Wolfgang Stelljes (Text und Fotos)

Oben: Weiße Gehörnte Heidschnucken haben ihren Ursprung im Nordwesten und gelten als genügsam.

Matthias Abeln, Spross einer uralten Schäferfamilie, mit einem im März geborenen Lamm.



Ein Nachmittag Mitte März. Matthias Abeln sitzt am Küchentisch in seinem Haus in Dwergte, vor ihm ein Stapel Fotos und der Butterkuchen, den seine Mutter gebacken hat. Abeln ist Schäfer und guter Dinge, denn es ist Ablammzeit, und an diesem Tag haben schon neun Lämmer das Licht der Welt erblickt. Schafe lammen gern bei zunehmendem Mond, sagt der 39-Jährige. Insgesamt hat Abeln 200 Mutterschafe und gut 80 Ziegen. Für Ordnung in den Reihen sorgen drei quirlige Shetland Sheepdogs, doch auch die machen gerade Pause. Abeln nimmt sich ein paar alte Fotos und beginnt zu erzählen.

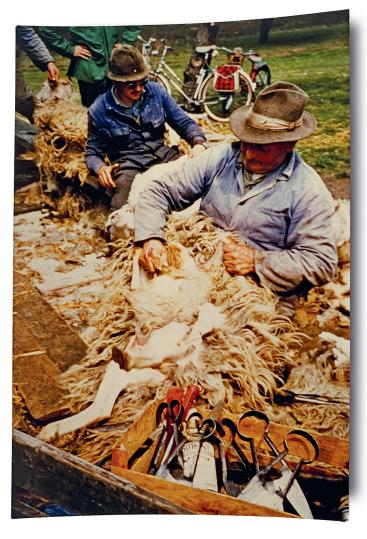


Matthias Abeln: Das ist mein Uropa, Hermann Abeln. Das Bild ist um 1920 gemacht worden. Unsere Familie betreibt die Schäferei nachweislich seit dem Dreißigjährigen Krieg, wahrscheinlich sogar noch länger, nur haben wir da keine Unterlagen. Früher durfte die Schäferei nur von jemandem betrieben werden, der auch Schäfereirechte hatte. Es war genau festgelegt, wer wo seine Schafe langtreiben durfte. Der wichtigste Nutzen der Schafe war nicht die Wolle oder das Fleisch, sondern die Düngerproduktion.

Die Heidschnucken auf dem Foto sind am Fressen, ich denke mal, junges Gras. Das Wort Schnucken kommt von dem plattdeutschen Wort Schnauken. Schnauken bedeutet Naschen. Das heißt: Die Schafe fressen selektiv, hier ein bisschen und da ein bisschen. Besenheide fressen sie auf ungefähr fünf Zentimeter runter, Glockenheide auf zehn Zentimeter und die Krähenbeere auf vielleicht 15 bis 20 Zentimeter. Die Preiselbeere wird teilweise komplett weggefressen. Zuerst wird gefressen, wovon sie am wenigsten haben. Das ist das Besondere bei den Heidschnucken.

Matthias Abeln: Das ist in den 1970er-Jahren, in den Wintermonaten, die Birken und Weiden haben kein Blattwerk. Das Bild zeigt August Abeln, meinen Opa, beim Schafehüten an der Thülsfelder Talsperre. Er trägt den typischen Schäfermantel, einen Haiken. Wir sehen, wie die Schafe das Kieferngrün fressen. Wir haben hier praktisch nur die Kiefernfichten und das Heidekraut als Winterfutter. Zum Sommer hin werden dann die Traubenkirschen und die Birken intensiver beweidet. Die Landschaftspflege ist für uns auch heute noch eine wichtige Einnahmequelle. Hinzu kommt der Verkauf der Schlachttiere. Dann kriegen wir noch Zuchterhaltungsprämien. Und der Wollverkauf bringt auch noch ein bisschen Geld rein. Es ist eine Mischkalkulation.

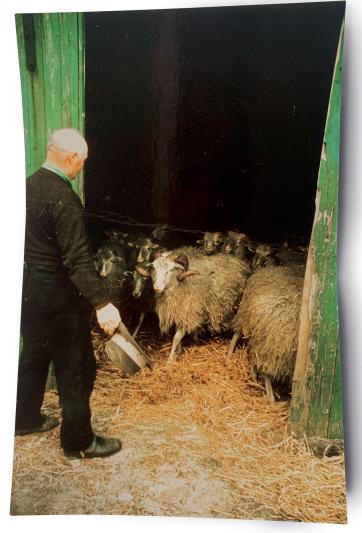




Matthias Abeln: Dieses Bild ist im Sommer vor rund 50 Jahren an der Thülsfelder Talsperre gemacht worden. Es zeigt meinen Opa und einen Bekannten bei der Schafschur. Das geht unter dem Bauch los, dann am Hals, dann hinten an den Beinen und als Letztes kommt die Rückenlinie dran. Am besten geht das, wenn die neue Wolle untergewachsen ist. Wir sehen bei dem Schaf: Unter dem Bauch ist die Wolle ab, das ist der natürliche Haarwechsel. Früher war immer die Regel: Ab Johanni, also ab 24. Juni, kann man scheren.

Vorne sieht man die Handscheren, die haben gegenläufige Messer. Die Schafschur machen wir in geringem Umfang auch heute noch nach der alten Methode. Im Museumsdorf Cloppenburg bin ich nebenbei in der Museumspädagogik tätig. Da haben wir eine Veranstaltung, da schere ich die Schafe noch mit der Handschere. Ansonsten wird das heutzutage mit der elektrischen Schere gemacht.

Matthias Abeln: Auf diesem Foto sieht man, was für die Rasse bei uns ein typisches Merkmal ist: die gedrehten Hörner. Die Tiere sind auf Stroh eingestreut. In früheren Jahrhunderten war Stroh noch ein wertvolles Futtermittel. Deshalb wurden die Tiere noch bis vor etwa 150 Jahren auf Laub und auf Grasplaggen eingestreut. Erst wurden Flächen abgeplaggt, dann wurden die Ställe damit eingestreut und nachher ging der Mist zurück aufs Feld, als Dünger. Daher kommt auch der Ausspruch: Es war eine richtige Plackerei, eine schwere Arbeit. In der Hütehaltung sind die Tiere 18 bis 20 Stunden im Stall. Sie fressen draußen, misten im Stall ab, und der Mist wird als Dünger genutzt.





Matthias Abeln: Das ist der Stall an der Thülsfelder Talsperre. Das Foto ist in den 1970er-Jahren gemacht worden, man sieht es auch an der Kleidung des Jugendlichen. Mein Opa hat den Stall in den 1960er-Jahren gebaut. Der ist da heute noch. Die Schafe stehen ziemlich ruhig und sind kurz davor, in den Stall zu gehen.

Wir haben in Niedersachsen drei Heidschnuckenrassen. Die Weiße Hornlose Schnucke, auch Diepholzer Moorschnucke genannt, dann die Graue Gehörnte Heidschnucke in der Lüneburger Heide und die Weiße Gehörnte Heidschnucke, die wir hier hauptsächlich haben. Die Weiße Gehörnte Heidschnucke ist im Oldenburger Münsterland und im angrenzenden Emsland, im Hümmlling, entstanden. Es gibt auch noch einige Populationen in Ostfriesland. Weiße Wolle kann ich besser färben. Graue Wolle kann ich nur dunkel färben. Die Weiße Gehörnte Heidschnucke ist stark vom Aussterben bedroht. Es gibt nur noch 1.200 Muttertiere, die im Herdbuch eingetragen sind.